

# DIE FACKEL

Nr. 133

WIEN, MITTE MÄRZ 1903

IV. JAHR

[Theaterleute und Zeitungsleute]

Die antisoziale Tendenz der Journaille muß sich nachgerade auch dem blödesten Auge offenbaren. Dort zumal, wo das Mißverhältnis zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Scriblerlaune und Gefährdung von Existenzen am krassesten ist: auf dem Gebiete des Bühnenwesens. Hier schonen die Kerle, wenn ihnen nur kein Witz in der Kehle stecken bleibt, weder das Privatleben noch das künstlerische Ansehen, weder das Schamgefühl noch die wirtschaftliche Sicherheit. Der Politiker kann sich wehren, der Bankdirektor die Pauschalien sperren, wer immer der öffentlichen Kritik unterworfen ist, die schwachen Mittel anwenden, die ihm ein schlechtes Gesetz und ererbte Preßfurcht an die Hand geben: Der Schauspieler ist wehrlos. Solange das Publikumsgehirn eine mit Druckerschwärze gepichte Camera obscura bleibt, solange Theaterdirektoren Gagen und Gastspielhonorare nach der publizistischen Wertung bemessen, die sich ein ernstzunehmender Menschendarsteller von dem dümmsten Notizenbengel gefallen lassen muß, solange geht kein Riß durch das Weltganze, »wenn Herr Sonnenthal aus seinem Wagen springt, um einen Revolverer letzter Sorte zu umarmen, wenn ein Girardi, den das gefestete Bewußtsein einer unbestrittenen Volkstümlichkeit erheben dürfte, im Komiteezimmer der »Concordia« herumbänkelt, wenn die stolzeste Diva an den niedrigsten Kulissenschnüffler ein vertrauliches »Lieber Doktor!« verschwendet. Der Einzelne sagt sich mit Recht, daß er mit Hinauswurf und Fußtritt nicht gut anfangen könne, wenn er nicht sicher ist, daß ihm die anderen folgen, und Solidaritätsbewußtsein gehört nur insofern zu den Tugenden der Bühnengehörigen, als sie z. B. einstens allesamt auf den »Concordiaball« gingen, nachdem alle ihm fernzubleiben beschlossen hatten. Kein Kenner des Strafapparats, über den die Journaille verfügt, kein Einsichtiger kann ihnen die alljährliche Erniedrigung verargen; und wer beobachtet hat, wie die »Concordia« auch heuer wieder mit Zirkularen, deren animierende Tendenz von einem fast drohenden Ton getragen war, arbeitete, der wird die Präsenzliste des Schmöckeballs, soweit sie Theaterleute umfaßt, sicherlich glaubhaft finden. Keinem Schauspieler, der vor der Kontrakterneuerung steht, darf man die Heroenlust zumuten, die Rache des Ballkomitees bei lebendigem Leib über sich ergehen zu lassen, und wenn man weiß, daß Theaterdirektoren bei willfährigen Redaktionen sich telephonisch Tadel bestellen, um einen Vorwand für Entlassung oder Gageverminderung zu gewinnen, wenn man dieses Komplott zwischen Ausbeutung und Korruption am Werke sieht, dann mag manche ethische Forderung übertrieben klingen. Wer unter einem Joch hindurch muß, kann die Nackensteife nicht bewahren.

Die Affäre Hohenfels—Wanka, die alle Kulissenschnüffler beschäftigt hat, bietet die Anregung, einen Weg zu weisen, der neben dem Joch vorbeiführt. Es ist der Weg gerichtlicher Notwehr. Ich denke nicht etwa an undank-

bare Beleidigungsklagen, die höchstens dazu führen, daß der für »Verrohung der Kritik« Gestrafte sich durch Totschweigen und sonstige höfliche Berufsstörung hundertmal schwerer rächt. Wer hier den Anfang macht, läßt sich ein überflüssiges Martyrium auf. Mich interessiert ausschließlich die *zivilrechtliche* Seite des Verhältnisses, das zwischen mißhandelten Theaterleuten und ungehemmt ihre Macht mißbrauchenden Preßleuten besteht. Viel öfter als in seiner Ehre ist der Schauspieler in seiner wirtschaftlichen Sicherheit durch den um eines Witzes, um einer Sensation, um einer Lüge willen Schreibenden bedroht. Herr Julius Bauer hat über den armen Debütanten zu schreiben, der bangend und hoffend an einer Lebenswende steht. Der Debütant gefällt ihm vielleicht ganz gut. Aber da erfährt er, der junge Mann sei früher einmal Zahnarzt gewesen, dankt seinem Schöpfer für die Eingebung und schreibt: »Wir werden ihn schmerzlos ziehen sehen«. Er dachte vielleicht noch darüber nach, ob er den Witz nicht anbringen und doch sein Urteil bewahren könne, aber da dies ohne Gefährdung des Witzes nicht möglich gewesen wäre, mußte er sich entschließen, das Urteil zu opfern. Das ist ein Beispiel für tausende. Hier ist's ein Kalauer, dort eine Laune, hier stilistisches Abwechslungsbedürfnis, dort die Erinnerung an eine unterlassene Redaktionsvisite. Immer aber bleiben Ursache und Wirkung inkommensurabel, immer erschreckt der Gedanke, daß ein Wort eine Existenz aufs Spiel setzt. Und je größer die Gefahr ist, umso unbedenklicher wird von Individuen, die zufällig in's Verfügungsrecht über Druckerschwärze eingesetzt sind, mit Worten gespielt. Der Kulissenschnüffler, der nach einer Affäre lechzt, hat aus dem in einem Theatercafé geführten Gespräch: daß Frau Hohenfels mit Herrn Wanka zwar eine »Monna Vanna«—Probe durchgemacht hat, aber, da inzwischen Herr Reimers sich gesund meldete, nicht mit ihm auftreten wird, die Eigennamen erlauscht. Daraus entsteht die Notiz: Frau Hohenfels habe sich geweigert, mit Herrn Wanka in »Monna Vanna« aufzutreten; die Meldung wird mit dem Vorwurf der Unkollegialität gegen die Künstlerin garniert und stellt ihren am Auftreten gehinderten Partner empfindlich bloß. Drei Klatschblätter, die 'Zeit', das 'Neue Wiener Journal' und die 'Sonn— und Montags—Zeitung', haben die Nachricht liebevoll einander abgenommen. Sie ist so dreist erfunden, daß sich die von der Berührung mit Zeitungsschmutz stets ferne Künstlerin entschließt, den Sachverhalt in zwei Blättern richtigzustellen, in deren Theaterteil die Lügennotiz bis dahin nicht gedrungen war. Glaubt man, daß auch nur eines der Lügen gestraften Klatschblätter die Berichtigung übernommen hat? Inzwischen aber, können etliche Gastspielanträge von Provinztheaterdirektoren, die den jungen Heldendarsteller ihrem Publikum als Prinzivalli vorführen wollten und eifrige Leser des 'Neuen Wiener Journal' sind, zu Wasser geworden sein. Der dem Schauspieler durch müßigen Zeitungsklatsch bereitete Schaden läßt sich in diesem wie in jedem anderen Falle mit der von der Zivilprozeßordnung erforderten Genauigkeit feststellen. Man versuche es einmal. Zu einer Beleidigungsklage gehört jenes Maß von Opfermut, daß dem Einzelnen nicht zugemutet werden kann; ihr Erfolg schadet dem Einen und nützt der Gesamtheit nichts. Ein Schadenersatzbegehren, in flagrantem Falle gestellt, erfordert nicht die geringste Courage und würde — außer dem persönlichen Erfolg — zwischen dem Stande und seinen Bedrückern mit einem Schlage die alten Bande lösen.

\* \* \*

Der zur Aufregung aller Unbeteiligten geschaffene »Bauernfeldpreis« hat wieder einmal Zank und Lärmen in dies stille Tal gebracht. Als Herr Dörmann prämiert wurde, der die Kommission durch ein dem Handel noch nicht übergebenes Buch getäuscht hatte, war *ich* unzufrieden. Mit viel weniger Berechtigung ist es bei der Ehrung Arthur Schnitzler's der Abgeordnete Pattai, der den dankenswerten Schutz des heimischen Literaturgewerbes gegen die Kunsthausierer, den zu verlangen gewiß auch das Parlament berechtigt ist, diesmal durch eine unselige Interpellation kompromittiert hat. Schnitzler's ganzes Ansehen auf das Konto der jüdischen Cliqueswirtschaft zu setzen, ist ein Beginnen, über das man selbst in antisemitischen Redaktionen gelacht haben muß. Wer sich über die Verleihung des Bauernfeldpreises an die Firmen Spitzer und Gebrüder Hirschfeld entsetzt hat, muß die Auszeichnung Schnitzler's geradezu als eine Rehabilitierung des Bauernfeldpreises empfinden. Ein antisemitischer Schützer des heimischen Literaturgewerbes freilich, dem die Bodenständigkeit über das Talent geht, achtet solcher Nuancen nicht. Aber die Interpellation zeigt auch eine bemerkenswerte Unkenntnis des Wesens der Bauernfeld—Stiftung. Gewiß ist es bedauerlich, daß Leute, deren Wohlhabenheit noch notorischer ist als ihr Talent, nicht nur der moralischen Ehrung, sondern auch des Geldpreises teilhaftig werden, welcher so manchem, den Not an freier Entfaltung seines Könnens bisher gehindert hat, Erleichterung schüfe. Aber leider haben die Statuten die Bauernfeldpreisrichter zu solchem Samariterdienst nicht verpflichtet, sie vielmehr zur Auszeichnung der ihnen wertvoll scheinenden Werke verhalten. Gewiß sollte der Mensch, nicht das Buch den Preis davontragen. Aber dann würde ich Vorschläge machen, die den auf »Bodenständigkeit« versessenen Interpellanten auch nicht annehmbar schienen. Die christlichsozialen Herren mögen versichert sein, daß sie den Sprengstoff, der durch vier Jahre 'Fackel' in die »jüdische Literatenclique« getragen wurde, beim besten Willen nicht vermehren, seine Wirkung höchstens durch ungeschicktes Hantieren mit längst nicht mehr zündenden Schlagworten verpatzen können. Ich schätze den Schaden, den die literarische Hyksos—Herrschaft angerichtet hat, noch viel höher als Herr Dr. Pattai; denn ich schätze die »christlichen Talente«, die auf verwüstem Boden sich kaum entfalten konnten, geringer. Es werden, wenn ungeschickte Interpellationen nicht der liberalen Preßclique zu Triumphen verhelfen, hoffentlich bessere Zeiten kommen. Aber bis dahin wiegt, was Schnitzler kann, zehnmal die ganze österreichische Heimatkunst auf, von Innsbruck bis Linz, von Greinz bis Krannewitter. Und dabei halte ich von Herrn Schnitzler nicht allzuviel, bedenke die engen Grenzen, innerhalb deren seine bourgeoise Gedankenwelt eingefriedet ist, und weiß, daß sein zarter Geschmack, sein anmutiger Feuilletongeist — wie just in den nicht sehr »lebendigen Stunden« — der psychologischen Bürde nicht immer gewachsen ist. Kein Revolutionär, keiner, der auf den Pfad künstlerischer Seelenerkenntnis ein neues Licht gestellt hat. Ein unmoderner Mensch, der moderne Stoffe trägt und dabei — ein Wunder — doch nicht protzig, nicht ungraziös wird. Ich würde ihm schon darum jeden beliebigen Preis zuerkennen. Ein Peter Altenberg, der gedanklich ungleich tiefere, demnach von allen bourgeoisen Geistern verhöhnnte, von allen Künstlernaturen (z. B. von Gerhart Hauptmann) hochgehaltene Dichter, vermag seine Gaben nicht ähnlich weise zu verwalten. Darum ward er — und wenn er seiner auch noch so sehr bedürfte — des Bauernfeldpreises bisher nicht teilhaftig. Dies ist, solange die Juroren nichts weiter als die Krönung des Publikumsurteils beabsichtigen, in Ordnung. Wenn sie aber ihre Aufgabe höher stellen, das Volk auf die Spur eines Dichters und eines, der seine eigene

Sprache spricht, führen wollen, dann haben sie sich schon mancher Mißgriffe schuldig gemacht. Wie dem immer sei, töricht bleibt es zu argwöhnen, sie — unter denen Männer von feinstem literarischem Takt und unabhängigem Urteil sind — seien im Falle Schnitzler ergebene Diener eines Cliquenwunsches gewesen.



[Die Zinsfußermäßigungen des Beamtenvereins]

Das »Spar— und Vorschußkonsortium Währing« des »*Ersten allgemeinen Beamtenvereines*« hat am Sonntag, dem 22. März in der 'Zeit' erklärt, es werde »unentwegt nach wie vor bestrebt sein, auf der seit 1901 betretenen Bahn der Zinsfußermäßigungen nach Tunlichkeit fortzuschreiten«. An dieser Erklärung interessiert zuerst das Zugeständnis, daß die »Bahn der Zinsfußermäßigungen« seit 1901, das heißt, nach dem Erscheinen einiger 'Fackel'—Nummern betreten wurde, in denen die Wuchergeschäfte der Beamtenvereins—Konsortien erörtert waren. Aber da der Herausgeber der 'Fackel' sich eben des ungeahnten Erfolgs freuen wollte, focht ihn der Zweifel an, aus welchem Grunde denn gerade jetzt die Versicherung, daß man auf einer seit zwei Jahren betretenen Bahn fortschreiten wolle, gar so aktuell sei. Das Währinger Konsortium legt ihr hohen Wert bei, einen Wert von keinesfalls weniger als 500 Kronen: der zitierte Satz bildet nämlich den Schluß eines zwei Spalten langen Artikels, den das Konsortium in die *Inseratenrubrik* »Private Mitteilungen« der 'Zeit' einrücken ließ. Und in jenem Artikel wird gegen einen Gerichtssaalbericht polemisiert, der Sonntags zuvor (15. März) in der 'Zeit' unter dem Titel »Die Darlehensgeschäfte des Ersten allgemeinen Beamtenvereines« erschienen war und der von einer Klage des Beamtenvereins und einer Widerklage auf Grund des § 10 des Wuchergesetzes erzählte. Man sieht, Herr Singer ist wirklich Antikorruptionist; mit Abscheu blickt er auf die Praktiken korrupter Zeitungsmänner, die ihre Administratoren den redaktionellen Angriffen auf ein Unternehmen voraus und natürlich zu eben diesem Unternehmen schicken; und er hält die anderen Zeitungsmänner, die zuerst angreifen, dann aber auf Geheiß des mit einem Inserat anrückenden Administrators sich selbst Lügen strafen, für wenig besser. Nie würde solches bei der 'Zeit' geduldet werden, und redaktionellen Angriffen darf dort der Administrator die Abwehr bloß in seinem eigenen Wirkungskreise, dem Inseratenteil, folgen lassen, in dessen besonderer, durch einen höheren Tarif ausgezeichnete Rubrik »Private Mitteilungen« neulich neben Reklamenotizen des Teppichhauses Orendi und der Madame Rosa Schaffer auch die Polemik des Ersten allgemeinen Beamtenvereins erschien. So mußte denn der Leser zugeben: Die 'Zeit' ist unbestechbar und der Beamtenverein unangreifbar. Oder sollte doch ein Zweifel zulässig sein? Der Fall, in dem es *nicht* Wucher getrieben hat, wird vom Spar— und Vorschußkonsortium Währing also dargestellt: Herr v. K. erhielt am 2. *Jänner* 1901 ein Darlehen von 4000 Kronen, gegen zweifache Bürgschaft und Eingehung einer Lebensversicherung beim Beamtenverein auf den gleichen Betrag. Behufs Verzinsung und Amortisation des Darlehens und zur Bezahlung der Versicherungsprämien trat er dem Konsortium 45 Kronen monatlich von seinem Gehalt ab; »Abtreten« bedeutet die Vormerkung der Forderung des Konsortiums bei der Gehaltauszahlungsstelle; die monatliche

Zahlung ist nicht dem Schuldner überlassen, sondern unverbrüchlich sichergestellt, da ihr Betrag ihm von der Gehalt auszahlsstelle abgezogen und dem Konsortium angewiesen wird. Am 1. August 1902, erzählt das Konsortium weiter, »*betrug die Restschuld 3801 Kronen 63 Heller*«. Das wäre Wucher? Man rechne doch nur nach! Am 2. Jänner 1901 waren 4000 Kronen aufgenommen worden; davon gingen ab: 100 Kronen Anteileinlage, durch die der Schuldner Konsortialmitglied wird und die beim Konsortium deponiert und verzinst werden; weiters die antizipative erste Ratenzahlung von 45 Kronen; endlich rund 50 Kronen an Spesen. Herr v. K. bekam also ungefähr 3805 Kronen auf die Hand. Dann wurden ihm, zum erstenmal am 1. Februar 1901 und zum letztenmal am 1. Juli 1902, monatlich 45 Kronen vom Gehalt abgezogen, und er hatte also dem Konsortium 18 mal 45 oder 810 Kronen gezahlt; danach war er 3801 Kronen 63 Heller schuldig und besaß ein verzinsliches Guthaben von 100 Kronen. Wie aber, wenn Herr v. K. im Juli 1902 durch Erbschaft, Heirat oder Glücksspiel zu Geld gekommen wäre und am 1. August das Geschäft mit dem Beamtenvereinskonsortium storniert hätte? Dann hätte er 3701.63 K — die Restschuld von 3801.63 weniger 100 K Anteilseinlage — zurückzuzahlen gehabt; zwischen der bar erhaltenen und der zurückzuzahlenden Summe beträgt die Differenz 103.37 K, oder es wurden von 810 Kronen, welche ratenweise gezahlt waren, 103.37 K zur Amortisierung und 706.63 K zur Verzinsung eines Darlehens von 3805 Kronen während eines Zeitraumes von 19 Monaten verwendet. Ein Untergymnasiast würde ausrechnen, daß dies einen *Zinsfuß von 11¾ Prozent* bedeutet; aber der Obergymnasiast würde den Kopf schütteln und erklären, der Zinsfuß sei, weil die Zinsen nicht am Ende der Darlehensfrist, sondern ratenweise während der Darlehensfrist gezahlt wurden, weit höher; nur brauche er, um ihn zu berechnen, eine Logarithmentafel, die er nicht bei der Hand habe ...

Mit Widerwillen wird hier ein vor Jahren abgeschlossener Kampf erneuert, in dem kein Erfolg möglich ist, solange nicht ein Regierungswechsel Männer ans Ruder bringt, die eine der ernstesten Pflichten einer österreichischen Regierung darin erkennen, eine Organisation des Personalkredits der Staatsbeamten zu schaffen, — Männer, die begreifen, daß, wer den Staatsbeamten in Wuchererhänden läßt, ihn in die Arme der Korruption treibt. Da aber anderen heute die Zeit gekommen scheint, die Sünden des Beamtenvereins zu vertuschen, muß auch der Widerwille schweigen, der früher verbot, die schmachlichste Seite des Beamtenvereinstreibens zu beleuchten. Noch ärger, als daß an armen Beamten Wucher geübt wird, ist, daß reiche Beamte den Wucher üben, der ihre Standeskollegen in materielles und sittliches Elend stößt. Der Darlehenszinsfuß, versichert das Währinger Spar— und Vorschußkonsortium, müsse ein hoher bleiben, damit für die Einlagen eine hohe Verzinsung gewährt werden könne. Und in einem Jahre, in dem die Sparkassen Einlagen mit 3 Prozent verzinsten, hat das Konsortium den Einlegern 5½ Prozent Zinsen gezahlt. Aber der kleine Beamte, der ein Darlehen von 1000 Kronen aufnimmt, hat nicht den Wunsch, daß ihm seine Einlage von 100 Kronen hoch verzinst werde, sondern will jene 1000 niedrig verzinsen. Der Reiche, der niemals des Darlehens bedarf, ist allein am hohen Einlagenzinsfuß interessiert, und ein Verein, der die Hebung des Beamtenstandes seinen Zweck nennt, verschafft in Wahrheit einzelnen Beamten, die vielleicht als Vorgesetzte ihre Macht ausnützen, um notleidende Untergebene dem Verein zuzutreiben, die Möglichkeit, auf Kosten des Standes über ihrem Stand zu leben. Oder will man die Entschuldigung gelten lassen, daß die hohe Verzinsung der Konsortialeinlagen nicht immer auf Kosten darlehenwerbender Beamter erreicht wird? Es ist ja noch nicht allzulang her, daß wir von einem Konsortium des

Beamtenvereins erfuhren, es habe seine Mittel nicht verwendet, indem es selbst Notleidenden Darlehen erteilte, sondern bessere Verzinsung als Eskompteur eines stadtbekanntes Wucherers erzielt ...

†

\* \* \*

[Die Verstaatlichung der Nordbahn]

**D**ie Nordbahn will am 1. Januar 1904, also in dem Augenblick, da sie der Konzession vom Jahre 1886 zufolge verstaatlicht werden kann, auch wirklich verstaatlicht werden. Das ist leicht begreiflich. Der Preis, den der Staat für die Nordbahn zu bezahlen hat, hängt nämlich von den Erträgen der sieben letzten, der Verstaatlichung vorangehenden Jahre ab, wobei die beiden ungünstigsten dieser sieben Jahre auszuschalten sind; natürlich — wir leben in Österreich — die für die Nordbahn ungünstigsten und folglich für den Staat günstigsten Jahre. Die Nordbahn hat nun in den Jahren 1896 und 1898 höhere Erträge als jemals vorher und nachher erzielt. Und es ist ja klar, daß sie vom Jahre 1896 an, dem ersten, das für die konzessionsgemäße Verstaatlichung am 1. Januar 1904 in Betracht kam, bemüht sein mußte, fünf möglichst günstige Bilanzen aufzustellen und alle großen Ausgaben in zwei Jahre zusammenzudrängen, welche bei der Berechnung unberücksichtigt bleiben sollten. Aber Herr v. Wittek hat diese Ansicht durchkreuzt, und es gelang der Nordbahn nicht, zwei anormal ungünstige Bilanzen zu schaffen, sondern sie vermochte vielmehr nur zweimal anormal günstige Resultate auszuweisen. Wird noch im Lauf des Jahres 1903 der Verstaatlichungsvertrag abgeschlossen (d. h. übernimmt der Staat die Bahn am 1. Januar 1904), so ist der Zeitraum von Anfang 1896 bis Ende 1902 für den Preis maßgebend. Will der Staat die Nordbahn am 1. Januar 1905 übernehmen, so fällt das eine der günstigsten Jahre (1896), und wenn erst am 1. Januar 1907 verstaatlicht wird, fällt auch das zweite (1898) weg. Um anderthalb Dutzend Millionen wäre die Nordbahn zu Beginn des Jahres 1907 billiger zu haben als drei Jahre vorher. Kann man sich wundern, daß sie's mit der Verstaatlichung eilig hat? Eifervoll sehen wir seit Monaten die gesamte Börsenpresse für den früheren Verstaatlichungstermin plädieren, unbekümmert um das eigene Interesse am längeren Bezug der fetten Jahrespauschalen eines Privatunternehmens. Wie hoch muß die Belohnung sein, die man für solche Uneigennützigkeit von der Nordbahn erwartet?!

\*

Herr Dr. Kolischer, Abgeordneter der Handelskammer von Brody, ist in den letzten Jahren zu Einfluß im Parlament gelangt, dem er als eine national-ökonomische Kapazität gilt. Er hat sich für die Verländerung der Industrie und für die Wasserstraßen eingesetzt, und er ist ein eifriger und erfolgreicher Agitator für die Verstaatlichung der Nordbahn. Ein Theoretiker der Wirtschaftspolitik könnte freilich Herrn Dr. Kolischer vorwerfen, daß seine Bestrebungen widersprechende seien: wenn das Kronland Galizien Wasserstraßen fordere, um seine Erzeugnisse leichter im Westen Österreichs abzusetzen, dürfe es nicht gleichzeitig den Absatz der westösterreichischen Fabrikate im Osten Österreichs zu schmälern versuchen; und wenn der Staat Kanäle erbaue, könne man ihm nicht zumuten, daß er zu einem hohen Preise die Nordbahn erwerbe, der jene Kanäle in wenigen Jahren Konkurrenz machen werden. Aber Herr Dr. Kolischer kann den Vorwurf, daß er sich widerspreche, schlagend durch den Hinweis widerlegen, daß er Besitzer einer großen Papierfabrik in Grodek in Galizien ist. Er hat sich dafür eingesetzt, daß Galizien

seinen Bedarf an industriellen Produkten bei galizischen Industriellen decke — und die staatlichen Ämter in Galizien beziehen das Papier aus Herrn Dr. Kolischers Fabrik. Er ist für Wasserstraßen eingetreten — und die Wasserstraßen werden den Holztransport in Galizien und folglich das Rohmaterial der Fabrik des Herrn Dr. Kolischer verbilligen; er kämpft für die Verstaatlichung der Nordbahn — und einflußreiche Abgeordnete haben bei den Staatsbahnen allzeit mehr Entgegenkommen für ihre Tarifwünsche gefunden als bei Privatbahnen. Die Frage, ob Herr Dr. Kolischer ein guter Nationalökonom ist oder nicht, läßt sich leicht entscheiden; er ist jedenfalls ein guter Privatökonom.

+

\* \* \*

[Herr Dr. Baernreither und die 'Neue Freie Presse']

**H**err Dr. Baernreither hat es sich gründlich mit der 'Neuen Freien Presse' verdorben. Seiner Staatsrede bei der ersten Lesung der Ausgleichsvorlagen gedachte das Blatt am Schlusse seines Vorberichts über die Sitzung des Abgeordnetenhauses in der folgenden Art: »Auch der Abgeordnete Dr. Baernreither ergriff das Wort, und seine stark dozierende Rede sollte, wie er ankündigte, eine Bilanz des Ausgleiches bieten und den Koerber'schen Ausgleich in Vergleich mit dem Badeni'schen und Thun'schen Ausgleich setzen.« Dem Reichsratsbericht aber ging ein dreispaltenlanger Artikel voran, in dem die 'Neue Freie Presse', gegen einen nicht genannten Ankläger polemisierend, zu beweisen suchte, daß sie zuerst und bis zuletzt den »Schutz der kleinen Zuckerfabriken« gepredigt habe. Das war freilich schwer zu beweisen, und während die 'Neue Freie Presse' tat, als ob der Ausspruch: Lasset die Kleinen zu mir kommen! vom Economisten stammte, berichtigte der Verfasser eines am 17. März 1902 erschienenen Artikels, den das Blatt durchaus zu einer Polemik gegen die großen Fabriken umdeuten wollte, zwei Tage später, eine solche Polemik sei ihm ferngelegen, da er »selbst die Interessen einer großen Fabrik zu vertreten habe, allerdings als loyaler Freund auch der kleineren Fabriken«. Weiß man indes, daß der mit so vollgültigen Beweisen bekämpfte und nicht genannte Ankläger der 'Neuen Freien Presse' eben Herr Dr. Baernreither war, der ihr in seiner Rede über den Ausgleich vorgeworfen hat, daß sie im Solde der großen Zuckerraffineure die Zuckerkontingentierung bekämpft habe, so kann man es dem Blatt nicht verargen, daß ihm jene Rede mißfiel. Herr Dr. Baernreither wird aber auch einsehen müssen, daß er Herrn Benedikt Unrecht getan hat. Es ist unrichtig, daß man »aus allen diesen Kundgebungen (der 'Neuen Freien Presse') das einseitige Interesse einer gewissen Gruppe von Zucker—Industriellen herausfühlt.« In Wahrheit kann die 'Neue Freie Presse' immer auch anders. Sie schreibt für den Schutz der Kleinen und für den Schmutz der Großen, war niemals einseitig, und nimmt von allen Seiten, von den Zuckerraffineuren und von den Rohzuckerfabrikanten, Geld und vom Finanzministerium Informationen.

†

\* \* \*

[Ein neuer Inseratentarif]

**N**och vor Monatsfrist haben sich die Herausgeber der 'Zeit' ihren kläglichen Mißerfolg wegdisputieren können. Die Enttäuschung aller Sozialpolitiker, die Entrüstung aller Geschmackvollen galten ihnen nichts. Mochten

die Anständigen unter den Geldgebern erklären, sie gäben ihr Kapital verloren und wollten weiter nichts mit dem Blatt zu tun haben; mochten Mitarbeiter — wie Dr. Heinrich Friedjung — ihre Tätigkeit einstellen, andere jedem, der es hören wollte, verkünden, daß sie sich mit keiner Zeile des Blattes, die sie nicht selbst geschrieben hätten, identifizieren, — der Optimismus, der da glaubt, eine Mißgeburt müsse sich, weil ihr zwei Millionen in die Wiege gelegt wurden, zu einem gesunden Kind aufpäppeln lassen und im zweiten, dritten und vierten Jahre müsse sich der Ertrag einer Zeitung verdoppeln, verdreifachen und vervierfachen, war noch immer nicht widerlegt. Aber es gibt einen unwiderleglichen Beweis für das Scheitern eines Konkurrenzunternehmens: es ist endgültig in dem Augenblick unterlegen, in dem das konkurrenzierte Unternehmen seinen Sieg durch die Erhöhung der Preise dokumentiert. Jede erfolgreiche Konkurrenz kommt durch die Herabsetzung der Preise — oder durch die Verbesserung der Ware, zu der sie zwingt, — dem Konsumenten zugute; jede mißglückte Konkurrenz schädigt den Konsumenten noch mehr und andauernder als den Konkurrenten, weil, sobald sie aus dem Feld geschlagen ist, der konkurrenzierte nicht bloß die Kriegskosten hereinbringt, sondern dem Publikum auch einen dauernden Tribut in der Form von Monopolpreisen auferlegt. Herr Isi Singer hat vor Jahren das amerikanische Wirtschaftsleben studiert, und um Beispiele aus der Geschichte des amerikanischen Eisenbahnwesens, die den Zusammenhang zwischen gebrochener Konkurrenz und der Bildung von Monopolpreisen erhärten, ist er gewiß nicht verlegen. Jetzt hat er selbst die Geschichte des österreichischen Zeitungswesens um ein trauriges Beispiel für solchen Zusammenhang bereichert. Und es wäre nicht mehr harmlose Selbsttäuschung, sondern der krasseste Betrug seiner selbst und anderer, wenn er nach dem 1. März, nach der *Reform des Inseratentarifs der 'Neuen Freien Presse'* noch von einem Erfolg der 'Zeit' spräche. Wie hatten die Herren Bacher & Benedikt vor dem Erscheinen des Konkurrenzblatts gezittert! Vor seinem Erscheinen! Kostspielige gelegentliche Mitarbeiter wurden für alle Teile der 'Neuen Freien Presse' geworben, die Sonntags— und Feiertags—Nummern wurden zusehends reichhaltiger, selbst in den »Fachblättern« tauchte ab und zu ein Artikel eines Fachmannes auf. Es kam so weit, daß sich Herr Benedikt Berechnungen über die Kosten eines zweiten Abendblattes vorlegen ließ, das dem Abonnenten unentgeltlich zugestellt werden sollte. Die 'Zeit' erschien —, und das Projekt des 7—Uhr—Abendblatts fiel in den Papierkorb der Fichtegasse—Redaktion; die 'Zeit' hatte einige Wochen gelebt, — und die Ausgestaltung der 'Neuen Freien Presse' ward sistiert; der 1. März kam, das materielle Defizit der 'Zeit' war tief in die zweite Million geraten, das moralische Defizit unberechenbar, — und die 'Neue Freie Presse' erhöhte den Inseratentarif. Seit dreißig Jahren war der Inseratenteil sechsspaltig, seit drei Wochen ist er — oh heilige Judenzahl! — siebenspaltig und die schmalere Zeile ist teurer. Vier Jahre lang hatte die 'Fackel' die Unmoral des Inseratenteils bekämpft, und die 'Neue Freie Presse' hatte die Inseratenzensur verschärft; fünf Monate lang hatte der Kampf der 'Zeit' gegen die Unmoral des Inseratenteils gewährt, und die 'Neue Freie Presse' hat die Preise der Sexual—Inserate hinaufgesetzt. Als das »große moderne Tagesblatt« der Herren Singer und Kanner angekündigt war, holten die geängstigten Herausgeber der 'Neuen Freien Presse' das bei der Defraudation des Zeitungsstempels ersparte Geld aus den Kassen hervor. Heute aber ist von Erhöhung der Ausgaben, von besserer Bedienung der Abonnenten keine Rede mehr, und man begnügt sich nicht, mit fetten Profiten zu knausern, sondern unternimmt im Vertrauen auf die durch eine unfähige und unlautere Konkurrenz verstärkte Monopolstellung einen Raubzug gegen die Inserenten.



[Die 'Zeit' und die Ärztekammer]

**A**nfangs November hat sich die 'Zeit' gerühmt, daß sie »*alle Heilmittelinserate der Ärztekammer zur Prüfung vorlegt*, damit kein zweifelhaftes Heilmittel auch nur in unserem Inseratenteil angepriesen werde«. Anständiger, mochte der flüchtige Leser denken, könne ein Tagesblatt nicht handeln, und beruhigt dürfe der Laie fürderhin, des ärztlichen Beistands entratend, sich an den Inseratenteil der 'Zeit' halten, in dem die Ärztekammer für Leiden aller Art probate Heilmittel empfehle. Daß das Inseratengeschäft der 'Zeit' tatsächlich unter den Auspizien der Ärztekammer betrieben werde, schien nicht zweifelhaft: Herr Isi Singer konnte doch nicht öffentlich verkünden, daß er der Ärztekammer alle Heilmittel zur Prüfung *vorlege*, wenn die Kammer die Prüfung nicht auch wirklich vornahm. Als Universitätsdozent muß er wissen, daß einer, der sich zu den strengen Prüfungen gemeldet hat, nicht bloß nicht befugt ist, sich den Dokortitel anzumaßen, sondern daß sogar die Führung des täuschenden Titels Doktorand mehrmals und erst neulich wieder verboten ward: der Reklamesucht, die schon für die Anmeldung zur Prüfung jene öffentliche Achtung beansprucht, die erst dem Prüfungserfolg gebührt, soll gesteuert werden ... Abzuwarten blieb lediglich, wie die Ärztekammer ihr Verhalten gegenüber Herrn Isi Singers Zumutung, daß sie — seine Inserate approbieren solle, rechtfertigen würde. »Eine Ärztekammer«, so hieß es in der Nummer 120 der 'Fackel' <sup>1</sup>

»die sich als wissenschaftliche Instanz aufspielen wollte und sich für berufen erachtete, Gutachten über Heilmittel abzugeben, würde zweifellos ihre Kompetenz überschreiten. Aber eine Ärztekammer, die innerhalb ihrer Kompetenz handelte, müßte, über die Zulässigkeit des einen oder des andern Heilmittelinserats befragt, ebenso zweifellos entscheiden, daß das Inserieren von Heilmitteln in der Tagespresse überhaupt unzulässig ist ... Eine Ärztekammer könnte sich dazu verstehen, das Kurpfuschertum am eigenen Leibe zu fördern, es durch Gutachten über die inserierten Heilmittel zu autorisieren?«

Nun liegt das Februarheft der »Mitteilungen der Wiener Ärztekammer« vor, und wir werden darüber beruhigt, daß sowohl die Ärztekammer wie Herr Isi Singer in ihren Schranken geblieben sind. Dieser hat sich nicht zu einem ihm nicht zukommenden Antikorruptionismus verstiegen und sich nicht um die Reinigung des Inseratenwesens, sondern bloß um die *Hebung des Inseratengeschäfts* bemüht, da er — wie wir jetzt wissen — von der Ärztekammer die Erlaubnis erbat, »daß in eine von dem Journal eigens zu eröffnende Annoncenrubrik 'Diätetische, pharmazeutische und kosmetische Spezialitäten' *der Vermerk aufgenommen werde: 'Von der Wiener Ärztekammer approbiert'*, oder: 'Annoncen dieser Branche werden der Wiener Ärztekammer zur Approbation vorgelegt'«. Die Ärztekammer aber hat Herrn Isi Singer's Ansinnen rundweg abgelehnt mit der Begründung:

»daß die meisten sogenannten kosmetischen Spezialitäten Geheimmittel seien, deren therapeutischen Wert zu beurteilen die Kammer nicht in der Lage sei. Die Kosmetik greife in manche Sphäre der Heilkunde hinein, weshalb die Anwendung kosmetischer Mittel dem Laien nicht ohneweiters überlassen werden sol-

le. Auch werden die in Österreich zum Vertriebe zugelassenen kosmetischen Mittel viel zu teuer abgegeben und seien therapeutisch wertlos«.

Das Heiterste ist aber der Abschluß der Affäre. Den Tadel einer unstatthaften Zumutung durch das Lob einer guten Absicht mildernd, hatte die Ärztekammer ausgesprochen, daß »das *bisherige* Vorgehen des Blattes, Inserate über verbotene Heilmittel nicht aufzunehmen, die Anerkennung der Kammer und der Ärzte gefunden habe«. Herr Isi Singer aber braucht, wenn er die Reklame der Ärztekammer nicht erreichen konnte, nicht ihre Anerkennung, sondern Geld, und Inserate wie jenes von »Glandulen« (15. März) beweisen, daß die 'Zeit' von ihrem »bisherigen Vorgehen« vernünftiger Weise wieder abgekommen ist ...

+

\* \* \*

[Drahtlose Telegraphie]

**D**ie nachfolgende Stelle ist einem wissenschaftlichen Werke entnommen, das vor einigen Tagen im Buchhandel erschienen ist, »*Die Telegraphie ohne Draht*« von Augusto Righi, ö. Prof. der Universität Bologna, und Bernhard Dessau, Dozenten der Universität Bologna, (Vieweg & Sohn, Braunschweig. 1903.):

»Man will uns glauben machen, Marconi's Erfindung habe die Mission, den elektrischen Nachrichtenaustausch von der Fessel des Leitungsdrahtes zu befreien und diesen aus dem Gebiete der Verkehrsmittel gänzlich zu verbannen. Und doch heißt es die Aufgabe der drahtlosen Telegraphie verkennen, wenn man sie in einen vorzeitigen Wettbewerb mit der Leitungstelegraphie drängen will. Versetzen wir uns im Geiste um sechs oder sieben Jahrzehnte zurück, in die Zeit, da die Leitungstelegraphie dank den Erfindungen von Gauss und Weber, von Morse und Steinheil ihre ersten Triumphe feierte. Denken wir uns, anstatt der Genannten sei damals Marconi mit seiner Erfindung gekommen. Die Welt, unbekannt mit der Tatsache, daß elektrische Wirkungen auch durch Drähte von Ort zu Ort übertragen werden können, habe um der offenkundigen Vorteile des neuen Verkehrsmittels willen die Nachteile desselben, wie die gegenseitige Störung gleichzeitiger Signale, die Notwendigkeit einer vereinbarten Geheimsprache usw. gern in Kauf genommen. Nun aber sei Morse mit seinem auf Leitung begründeten Telegraphen auf dem Schauplatz erschienen. Kann ein Zweifel darüber bestehen, daß der Leitungsdraht in diesem Falle nicht als eine Fessel, sondern als ein befreiender Fortschritt begrüßt worden wäre? Diese einfache Erwägung sollte, so will uns scheinen, auch den begeistertsten Anhänger Marconi's überzeugen, daß für jetzt und auch wohl noch für geraume Zeit nicht im *Kampfe* mit der alten Telegraphie, sondern in ihrer *Er-gänzung* die wahre Aufgabe der drahtlosen Telegraphie vorgezeichnet ist.«

Righi, der Mitverfasser des Buches, war Marconi's Lehrer.



[Fauler Lagunenzauber]

**E**ine farbensatte Schilderung der Reize Venedigs in der 'Neuen Freien Presse' vom 15. März. »Schon der Klang dieses Namens genügt ...«, »herrliche Lagunenstadt ...«, »Sehnsucht nach Italien ...«. Aber da, in der elften Zeile, was ist das plötzlich? Aus mondlichem Lagunenglanz, aus dem süßen Traum von Barcarole und Liebe taucht der Name »Julius Grünwald« auf. »Und wenn man einen Freund oder Bekannten, der schon dort war, um Rat fragt, wo man wohnen solle, so erhält man gewiß die Antwort: 'Natürlich im Grand Hotel d'Italie Bauer—Grünwald'«. In Herrn Grünwald aber sei »die Firma gleichsam verkörpert«. Sein Auftreten »flößt Respekt und Bewunderung ein«. Wer die einzelnen Phasen in der Ausgestaltung seines Etablissements kennt, der konnte *keinen Augenblick im Zweifel* sein, daß dabei *Genie und Zähigkeit* am Werke sind, eine *ruhmvolle Lebensaufgabe* zu vollenden.« Hat Herr Grünwald Venedig für Österreich zurückerobert? Fast scheint es so; denn die Österreicher werden aufgefordert, »auf ihren Landsmann stolz zu sein. Besitzer eines Hotels? Keine Spur! »Das ist *kein bloßes Hotel mehr*, das ist ein *Märchenschloß*, ... würdig, den *klassischen Kunstbauten Venedigs an die Seite gestellt* zu werden.« Warum wohl? Herr Grünwald hat mit dieser Aufgabe »die bestbekannte und renommierte Firma Bothe & Ehrmann in Wien betraut«. Folgt eine ausführliche Beschreibung der Interieurs. Der Inseratenagent versichert, daß die Firma ihren Ruf glänzend bewährt hat und daß Venedig »eine Stätte hoher künstlerischer Anforderung« sei. Wird sich da noch Herr Servaes, wenn er einen venetianischen Kunstbrief schreiben sollte, unterstehen dürfen, eine Stilwidrigkeit auszusetzen? Der Hotelier und die Kunstmöbelfirma haben gezahlt, und ihre Anpreisung ist im redaktionellen Teil in auffallendstem Druck erschienen. Wenn der Kunstkritiker sie entwerthen wollte, wäre die Administration zur Rückgabe des empfangenen Geldes zivilrechtlich verpflichtet. Das korrupteste Blatt der Welt weiß selbst aus dem Stimmungszauber der Lagunen Inseratenlohn herauszuschinden. Venedig!, ruft es, »schon der Klang dieses Namens genügt ...«. Aber Italien hat noch andere Herrlichkeiten. Vom Standpunkt des Economisten könnte selbst Rom's Kapitol Zinsen tragen, und eine neue Devise mag lauten: »Neapel sehen und erpressen ...«. Als einst ein Kunstkritiker des 'Extrablatt' Michelangelo mit Anerkennung erwähnte, soll der Chef, Herr F. J. Singer, indigniert gerufen haben: »Der inseriert doch nicht bei uns!« Ein idealer Kausalnexus zwischen Unbildung und Korruption! Die Leiter der 'Neuen Freien Presse' sind gebildeter. Wenn sie einmal im lokalen Teil das Zeitalter der Renaissance preisen, dann darf man höchstens vermuten, daß sie es nicht unter einem Betrage von Cinquecento tun.

\* \* \*

## Kulturaktuelles

'Zeit', 17. März:

»Eine *interessante Darstellung des Verhältnisses* zwischen Louise von Toscana und Giron, über welches gegenwärtig in der Presse verschiedene Darstellungen verbreitet sind, gibt uns unser Korrespondent aus San Remo. Seine Mitteilungen, *deren Verlässlichkeit er verbürgt*, lauten: Anlässlich der am 3. Februar erfolgten Abreise der Prinzessin Louise und Giron's von Mentone ließen sie in der Hast den größeren Teil ihres Gepäcks im Hotel zurück. Alle diese Gepäcksstücke befinden sich noch jetzt im Hotel d'Angleterre. Herr Arbogast, der Besitzer des Hotels, hat sich wiederholt an Herrn Giron gewendet, um zu erfahren, was er mit den Effekten beginnen solle ... Das Zimmer, in welchem die Gepäcksstücke zurückgelassen wurden, ist ein ganz kleines bescheidenes Gemach, gegen Süden gelegen, mit zwei Fenstern nach dem Meer hinaus. An der Wand stehen zwei Koffer; auf dem Kleiderrechen hängt ein Herrenüberzieher, ein weicher Herrenfilzhut, ein Damenmantel aus Seide und ein Frauenstrohhut. Am Fuße des Bettes stehen drei Paar Damenschuhe. Auf dem Bette liegt ein weißer, sehr einfacher, nicht einmal mit Spitzen besetzter Peignoir. In den Koffern sind die Effekten in bunter Unordnung durcheinandergeworfen; Männer— und Frauenkleider, ein Buch von Heine, ein Roman von Anatole France, allerlei Dessous — so, wie die Gegenstände von den Hotelangestellten *pêle—mêle* in den Koffer geworfen wurden ... Gleichzeitig zeigte mir Herr Arbogast in einem der Koffer eine charmante Babyausstattung, welche die Prinzessin drei Tage vor ihrer überstürzten Abreise gekauft hatte.«

\* \* \*

[Herr Bitterlich]

**A**ls Schindler <sup>1</sup> in seines Schaffens Blüte stand, wurde in Wien die »echte Kunst« durch das Trifolium Bitterlich, Eisenmenger und Griepenkerl repräsentiert. Null soll uns der Sohn jenes Bitterlich, der Bildhauer, einen neuen Kunstfrühling bringen. Schon steht am Lugeck sein Gutenberg—Denkmal; er hat es trotz dem Unverstand einer Jury ausführen dürfen, die einem Mitbewerber den ersten Preis zuerkannte. Die Hunde aus den Gassen um den »Lugeck« sind der Ansicht, Herr Bitterlich habe da einen Eckstein moderner Kunst hingestellt. Und seither ist es ausgemacht, daß für das Bedürfnis nach Denkmälern keiner besser als Herr Bitterlich zu sorgen versteht. Kürzlich hat er den ersten Preis bei der Konkurrenz um das Deutschmeisterdenkmal erhalten, soeben den besten bei der Konkurrenz um das Denkmal der Kaiserin. Früher schon hatte Herr v. Hartel Herrn Bitterlich's Bedeutung erkannt; er meinte, einer Akademie der bildenden Künste, an die Max Klinger nicht kommen will, bleibe nichts übrig, als in den bitterlichen Apfel zu beißen; und da der feine Edmund Helmer eben an die Spezialschule für höhere Bildhauerei berufen worden war, wurde Herr Bitterlich sein Nachfolger in der Leitung der allgemeinen Bildhauerschule. Gegenwärtig dient er dort sein Probejahr ab. Aber sollte es an den beiden mit Preisen bedachten Proben nicht genug sein? Kunstkenner erklären, Herrn Bitterlich's Entwürfe bewiesen, daß er über die allgemeine Bildhauerschule bereits hinaus ist. Der Mann gehöre unbedingt an die höhere Bildhauerschule — des Professors Helmer.

O

---

1 Beethovens Faktotum

\* \* \*

## Die neue Orthographie

(Ein zeitgemäßes Zitat)

»Ew. Wohlgeboren rühmlichst bekannter Eifer für unsere neue Orthographie oder, wie sie sie jetzt schicklicher nennen, Cäno— oder Kainographie, um sie nicht mit der alten, sogenannten Orthographie zu verwechseln, hat mich aufgemuntert, Denenselben einen Plan zur Bekanntmachung vorzulegen, der mit dem Kainographischen viele Ähnlichkeit hat, nämlich die Beinkleider abzuschaffen.« ...

»Daß es einem auffallend sein würde, jetzt einen Minister oder General ohne Beinkleider herumgehen zu sehen, das ist bloß die Ungewohnheit, lächerliches Vorurteil. Es ist nicht mehr, als statt des einfältigen *der* und *physisch* jetzt *där* und *füsisch* zu schreiben, welches recht ist.« ...

»Was die Engländer in der Füsik, die Franzosen in der Metafüsik sind, sind die Deutschen unstreitig in der *Ortokrafi*. Das Süstem, das uns Herr K... hierüber gegeben hat, ist vortreflich. Fürz gleich nicht überall Überzeugung bei sich, so fürz doch auf Einigkeit, und hilft nichz, so schatz doch auch nichz. Vorzüglich Dank ferdint Herr Mülius in Berlin, der auch in seinem zerdeutschten Gil Blas Hüpokrates schreibt, und also auch vermutlich Filüppus und Hip-potese schreiben würde. — — Neulich entstand bei einem Testament ein entsetzlicher und fast skandalöser Streit über folgende Worte: Auch vermache ich das Heu von meinen Wiesen den Jedesimaligen drei *Stadtfarren* zu O...' Es wurde nämlich gestritten, ob Testator die Prediger des Orts, oder die Bullen gemeint habe; und weil die letztern einen bessern Advokaten erhielten, als die erstern, so fiel das Heu dem Bullenstall zu. Der Advokat für die Prediger wusste nichts beizubringen, als daß man einem unvernünftigen Vieh nichts vermachen könne; nur sei bekanntlich Testator ein Anhänger von Herrn K... und dessen prosaischen Werken gewesen, und habe daher *farren*<sup>1</sup> statt *pfarrern* geschrieben. Dagegen erwies der Advokat für die Bullen mit unwidersprechlichen Zeugnissen, Testator sei zwar ein eifriger K—ianer, aber, da er selbst Pfeiffer geheißen, auch ein hartnäckiger Verteidiger des Pf gewesen, weshalb er wol oft Klopstock und Treppe gesagt, aber sich nie Feiffer unterzeichnet habe. Die Sache wäre also klar. Überdies habe der Selige bekanntlich nicht viel auf die dasigen Herren Prediger gehalten, und da die Wiesen gegen dreihundert Taler abwerfen, so wäre es gar nicht wahrscheinlich, daß er sie gemeint hätte usw.«

Georg Christian Lichtenberg (1742—1799)

\* \* \*

## Ein Zirkular

Wien, Datum des Poststempels.

---

1 Farre - junger Stier

Euer Wohlgeboren!

Sie haben einem unserer Rechercheure die *Abbestellung Ihres Abonnements auf 'Die Zeit'* mit Mängeln des Drucks und der Zustellung unseres Blattes motiviert. Diese in den ersten Anfängen unvermeidlich gewesenen Mängel wurden seither vollkommen behoben. Damit Sie sich hiervon überzeugen können, gestatten wir uns, Ihnen neuerdings unser Blatt für einige Zeit unentgeltlich zuzuschicken. Hochachtungsvoll 'Die Zeit'.

Die Abbestellung des Abonnements auf die 'Zeit' ist noch nie mit Mängeln des Drucks, sondern stets mit Langeweile motiviert worden, und nicht über die schlechte Zustellung haben sich die Wiener beschwert, sondern darüber, daß ihnen das Blatt überhaupt zugestellt wurde. Aber auf tausend Zetteln, in Druckerschwärze festgelegt, von der 'Zeit' selbst bestätigt, flattert jetzt die Kunde von den »abbestellten Abonnements« in die Welt. Schwarz auf weiß kann's jeder lesen. Ist das ein dummes Blatt!

\* \* \*

[Stücke im Arbeitermilieu]

»Stücke im Arbeitermilieu haben sich überlebt, ich habe darum Auftrag gegeben, jedes Stück zu retournieren, das die Stube des armen Mannes schildert oder dessen soziales Elend. Das gleiche Schicksal widerfährt den Bauernkomödien; das sind Dinge, die meinem Publikum nicht behagen.«

So soll sich Herr Adolph Weisse zu einem Interviewer des 'Neuen Wiener Journal' (15. März) — dieser behauptet es — geäußert haben. Herr Weisse ist Mitdirektor des Deutschen Volkstheaters.

\* \* \*

## Wiener Musikkritiker untereinander

In dem neuesten Antiquariatskatalog (Nr. 43) der Buchhandlung A. Mejschlik kann man auf Seite 68 das Folgende lesen:

3101: *Kalbeck M.*, Wiener Opernabende. 8°. Bln., 1899, geb. (K 9.60)

*Mit eigenhändiger Widmung an Eduard Hanslick.* K 6.—

Wenn der Antiquar das Werk um 6 Kronen verkauft, so hat er es um 3 Kronen erstanden. Schätzt Herr Hofrat Hanslick die Werke seines Kollegen Kalbeck, die ihm eigenhändig gewidmeten, nicht höher?

---

## ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS

[Vom »Opfer der Sozialpolitik«]

*Mehreren Fragern.* Dem »Opfer der Sozialpolitik<sup>1</sup>« ist, wie ich höre, die ihm in Aussicht gestellte Hochherzigkeit bis heute nicht bewiesen worden. Umso haltloser ist die Vermutung, daß der arme Ex—Externist das Zeugnis, das er der sozialpolitischen Tadellosigkeit der 'Zeit'—Unternehmer ausstellte, für Geld geschrieben habe. So verblüffend der Umfall an sich war, aus der

<sup>1</sup> s. Heft 131 # 07 & Heft 132 # 02

Darstellung, die ich in Nr. 132 gegeben habe, ging für jedermann klar hervor, daß der Zwanzigjährige lediglich durch einen psychischen Druck ganz einziger Art dahin gebracht worden war, die Reueerklärung, die er längst 'bereit, abzufassen. PreSSION und Depression haben da zusammengewirkt, und nur eine alberne Klagedrohung war imstande, den durch die Mitteilung einer erschütternden Familiennachricht mürbe Gemachten auf die Knie zu zwingen. Sicherlich hat in dieser Affäre die andere Partei, die aktive, die unsympathische Rolle gespielt. Das Gerede von der bezahlten Ehrenerklärung — die 'Zeit' zahlt nicht so rasch — entstammt wohl der verleumderischen Notiz eines unserer düstersten Montagsblätter, der 'Extrapost', die, während 'Fackel' wie 'Zeit' der Bitte des Armen, seinen Namen zu schonen, willfahrte, die abenteuerliche Gemeinheit beging, als völlig unbeteiligtes Blatt den Mann zu nennen oder vielmehr — der Name war schlecht aufgeschnappt — den Versuch gröblichster Indiskretion zu wagen. Bei dieser Gelegenheit sei festgestellt, daß ich für die in Nr. 132 enthaltene Darstellung der Szene, die sich zwischen dem Entlassenen, Herrn Singer und dem Grazer Korrespondenten der 'Zeit' abgespielt hat, NICHT von dem zuerst Genannten und auch nicht auf seine direkte oder indirekte Veranlassung informiert worden bin.

[Die Geschwornen]

*Criminalist.* Die Aufregung über den Erlaß des Oberlandesgerichtspräsidiums war so überflüssig wie der Erlaß. Das Geschwornenwesen ist bei uns zu einer Höhe der Vollkommenheit entwickelt, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die §§ 9 und 10 des Gesetzes über die Bildung der Geschwornenlisten bestimmen, daß der Bezirkshauptmann, beziehungsweise der Gemeindevorsteher, vor allem jene Männer zu bezeichnen hat, welche ihm wegen ihrer »Verständigkeit, Ehrenhaftigkeit, rechtlicher Gesinnung und Charakterfestigkeit ... für das Amt eines Geschwornen vorzüglich geeignet erscheinen«. Nun, für die Verständigkeit ist durch die Aufnahme von Ringelspielbesitzern und Hufschmieden gesorgt, während die Ehrenhaftigkeit, rechtliche Gesinnung und Charakterfestigkeit neulich erst durch David Fanto vertreten wurde. Bei diesem Manne könnte z. B. ich als Angeklagter, der jemanden der Korruption beschuldigt hat, gewiß das feinste Verständnis für meine Absichten voraussetzen.

[Die Lamezan—Nachrufe]

*Historiker.* Aus Nekrologen der liberalen Presse:

» ... So wird erzählt, daß er während eines Sensationsprozesses mit der 'Fiaker—Milli', einer sehr bekannten Turfdame, Arm in Arm im Schwurgerichtssaale erschien. Bekannt ist auch, daß Graf Lamezan <sup>1</sup> nach dem Ringtheaterprozeß den ihm befreundeten Theaterdirektor Franz Jauner persönlich in den Kerker geleitete. Graf Lamezan scheute sich auch nicht, Jauner im Kerker wiederholt Besuche abzustatten. Ob er mit ihm auch, wie vielfach erzählt wird, dort Strohmandl gespielt hat, ist nicht verbürgt.«

[Ein gemütvolltes Blatt]

*Humorist.* Drei junge Leute sitzen kannegießernd beim Frühschoppen. Im Gespräch fällt ein unehrerbietiges Wort über den Kaiser. Der's gesprochen hat, wird angezeigt und zu DREI MONATEN KERKER verurteilt. Das 'Neue Wiener Abendblatt' (11. März) betrachtet das als einen ungemein amüsanten Studentenkul und veröffentlicht die Gerichtsverhandlung unter der Spitzmarke: »ES HIELTEN DREI GESELLEN EIN FEIN'S KOLLEGIUM«.

[Bülow's Buffet]

---

1 s. a. Heft 130 # 05 & Heft 131 # 05

*Diplomat.* Nun hat die arme Seel' a Ruh'! Herr Paul Goldmann, Berliner Korrespondent der 'Neuen Freien Presse', war zu einer Soirée beim Grafen Bülow geladen. Und in einem zwei Spalten langen Telegramm erzählt er, welche Wunder er geschaut. »An gepuderten Lakaien vorbei, die Röcke aus gelbem Plüsch trugen, auf welche das Bülow'sche Wappen gestickt ist«, durfte er sich in die Gesellschaftsräume begeben. »Graf Bülow, der auf dem Frack den Stern des Schwarzen Adler—Ordens trug, empfing jeden Besucher mit einem Händedruck und einigen liebenswürdigen Worten«. Da, wie Herr Goldmann gleichzeitig konstatiert, etwa 2000 Einladungen ergangen waren, muß Graf Bülow müde und heiser geworden sein. Aber über jeden einzelnen Gast weiß der Korrespondent, der den Fettglanz seines Geistes sonst auch ohne Buffet zur Geltung bringt, eine interessante Beobachtung anzustellen. Sensationell wirkt die Mitteilung — ein Glück, daß sie rechtzeitig deponiert wurde — über den türkischen Botschafter: »Ahmed Tewfik Pascha, der Schwager Edhem Paschas, des Besiegers der Griechen, eines der liebenswürdigsten Mitglieder des Berliner diplomatischen Korps, SAH EIN WENIG BLASS AUS und klagte über Ermüdung, an der wohl DIE MAZEDONISCHEN WIRREN SCHULD SIND, die auch dem Berliner Vertreter der Türkei viel Arbeit machen«. »Neben dem außergewöhnlich großen ersten Sekretär der chinesischen Gesandtschaft, dem VORTREFFLICHEN HERRN KINGINTHAI«, versichert Herr Goldmann, sei der »außergewöhnlich kleine Gesandte Herr Yintschang gestanden«. Er sah aber noch manches andere. So z. B., wie sich die Gräfin Bülow »in ein Gespräch mit Adolph Wilbrandt vertiefte, in welches der Professor Ludwig Stein aus Bern EINBEZOGEN wurde«. Der spekulative Philosoph — bekanntlich an der Gründung des »Überbrettel« beteiligt — stand in der nächsten Nähe des Buffets, an dem Herr Goldmann den Prinzen Hohenlohe just in dem Momente beobachtet haben will, als er — darüber »klagte, daß er nun bald werde in die Wahlkampagne eintreten müssen, um sein Reichstagsmandat gegen die Klerikalen zu verteidigen«. Da er in diese Klage gerade vor dem Buffet ausbrach, so ist anzunehmen, daß Prinz Hohenlohe für den Kampf, dem er entgegengeht, noch einer kleinen Stärkung bedurft hatte. Herr Goldmann brauchte übrigens seine längere Anwesenheit an dem Buffet durchaus nicht zu bereuen. »Da konnte man mit Engelbert Humperdinck auf den Erfolg seiner nächsten Oper anstoßen, DA konnte man auch dem Cellisten Heinrich Grünfeld die Hand drücken und von Meister Arthur Nikisch das Programm des nächsten philharmonischen Konzertes erfahren.« Man sieht, der Berliner Korrespondent der 'Neuen Freien Presse' hatte zu essen und zu reden. Mit einem Wort: er hatte alle Hände voll zu tun.

[Die Immunisierung des Kindes]

*Scherenschleifer.* Unter der Spitzmarke »Der Kampf gegen die Tuberkulose. Ein Vortrag des Geheimrats v. Behring« berichtet das 'Neue Wiener Journal' vom 13. März über die »Immunisierung des KINDES«. Es sei »Professor Behring gelungen, das KIND gegen Tuberkulose vollkommen unempfänglich zu machen. Die ungeheure Bedeutung dieses Faktums wird klar, wenn man erfährt, daß dieser Erfolg durch Einimpfung MENSCHLICHER TUBERKELN erzielt wird, wenn man sich vor Augen hält, daß die Tuberkulose des KINDES auf den MENSCHEN übertragbar ist.« — Natürlich handelt es sich um einen konsequent mitgeführten Druckfehler, nicht etwa darum, daß Herr Lippowitz die Kinder nicht für Menschen hält, weil bekanntlich Messer, Gabel, SCHER' und Licht nicht für sie passen. Wie aber ist diese seltene Tücke des Druckfehlerteufels, dank welcher kommende Generationen, die das 'Neue Wiener Journal' als wissenschaftliches Quellenwerk benützen, von der Entdeckung Behring's ein so falsches Bild erhalten werden, zu erklären? Ganz einfach. Es war nach Mo-



naten der erste Originalbericht des 'Neuen Wiener 'Journal', und die Setzer strauchelten, da ihnen einmal ein wirkliches Manuskript übergeben wurde.

[Eine boshafte Anrede]

*Neugieriger.* Sie fragen, ob Herr Lippowitz auch aus französischen Blättern nimmt. Grundsätzlich nicht, wiewohl ihn hier keinerlei autorrechtliche Bedenken hindern müßten. Aber bedenken Sie die Mühe des Übersetzens, und dann: er fürchtet sich vor den brieflichen Rekrimationen französischer Redakteure. Da ist nämlich schon das erste Wort eine höfliche Bosheit: »Mon SCHER confrère!«

[Zwei Versionen]

*Scharfrichter.* Also wer hat recht?

'Neue Freie Presse', Abendblatt

10. März:

Olmütz, 10. März. (Hinrichtung.) Der Mörder des Webers Kudarek, der Tagelöhner Franz Sentencik, wurde heute früh durch den Wiener Scharfrichter justifiziert ... Um  $\frac{3}{4}$  7 Uhr früh erschien der Scharfrichter Lang mit seinen Gehilfen. Als der Delinquent den Galgen erblickte, schien es einen Moment, als ob er fliehen wollte, und die Polizisten traten näher an ihn heran. Sentencik senkte die Augen zu Boden, er wurde leichenfahl; die letzten Schritte legte er mit wankenden Knieen zurück. Der Justifizierungsakt ging rasch vor sich; nach 14 Sekunden wurde der Tod des Delinquenten konstatiert.

'Wiener Allgemeine Zeitung',

11. März:

Heute früh hat der 23jährige Webergehilfe Franz Sentencik seine Mordtat mit dem Tode gesühnt ... Schlag 7 Uhr fand im Hof der neuen Fronfeste die Hinrichtung statt. Sentencik ging aufrecht, festen Schrittes zum Richtpflock, wo ihn der Vizepräsident Dandler dem Scharfrichter Lang zur Justifizierung übergab. Die Hinrichtung selbst ging glatt vor sich; nach 52 Sekunden meldete der Scharfrichter, daß er seine traurige Pflicht erfüllt habe.

[Ein Kenner]

*Juror.* Ein Kenner äußert sich in der 'Zeit' (17. März) über den an Arthur Schnitzler verliehenen Bauernfeldpreis. Er entschuldigt das Kuratorium, das erst jetzt, zwei Jahre nach seiner Entstehung, den Dramenzycclus »Lebendige Stunden« prämiert hat: es müsse sich »AN SEINE STATUTEN HALTEN UND WARTEN, BIS EINE WIENER BÜHNE DEN DICHTER AUFFÜHRT.« Ein Kenner! Der annoch unaufgeführte »Herr von Abadessa« des Herrn Dörmann ist aber als Manuskript belohnt worden, und auch die Bauernfeld—Biographie des Herrn Dr. Horner war meines Wissens noch nicht an einer Wiener Bühne aufgeführt, als das Kuratorium ihrem Verfasser überflüssigerweise einen Betrag aus der Bauernfeld—Stiftung zuwandte.

[Reform der österreichischen Zoologie]

*Zoolog.* Die 'Neue Freie Presse' vom 5. März erzählt in einer Notiz über »Raritäten für Tiergärten«, daß im Londoner zoologischen Garten soeben »ein GOAT, das Fabeltier aus den Jagdrevieren des Wildwest«, eingetroffen sei. »Wer sich die derzeit noch aufliegenden englischen illustrierten Zeitungen ansehen will, findet die Abbildung des Goat«. Wer freilich vorher ein englisches

Lexikon ansähe, würde finden, daß »goat« einfach »Bock, Ziege« bedeutet. Aber der 'Neuen Freien Presse' zufolge ist es »der UROCHS der Rocky Mountains«. »Das GEWALTIGE TIER bewegt sich mit der größten Leichtigkeit in den Schluchten des Felsengebirgs«. Im 'Graphic' vom 28. Februar kann man nun die Abbildung des »Rocky—Mountain—Goat« — so heißt das Tier — sehen, und der nebenstehende Text teilt mit, daß es im Jahre 1900 nach London gebracht wurde und die Größe eines großen Schafes hat ... Aber die 'Zeit' ist eine wackere Konkurrentin. Sie plaudert im Abendblatt vom 20. März über »Lebende Fische in kochendem Wasser« und erklärt dies Phänomen, das in Guatemala beobachtet wurde, folgendermaßen: »Da das heiße Wasser leichter ist als das kalte, steigt es an die Oberfläche und die Temperatur desjenigen, darin die FISCHE schwimmen, beträgt nur 35° Celsius, was im übrigen immerhin für ein AMPHIBIUM einen recht respektablen Wärmegrad darstellt«. Mit einer Reform der Zoologie will also die 'Zeit' offenbar ihre kulturfördernde Tätigkeit beginnen. Aber während man bisher glaubte, die Reform der österreichischen Zoologie müsse damit beginnen, daß man die Klasse der Amphibien durch die Beseitigung der Preßreptilien verkleinert, will die 'Zeit' diese Klasse vielmehr durch Hinzurechnung der Fische vergrößern.

[Maxim und Mozart]

*Wiener.* »Maxim in Wien« — »Mozarthof«? Solche Kontraste schafft das modern strebende Wien in Fülle. Ich finde die Verwandlung eines Hauses, in dem der edelste Genius gewaltet, in eine Stätte trivialerer Freuden, als die in der Musik Mozart's leben, gewiß betrüblich, aber nicht allzu aufregend. Nur dann wäre ein Wörtchen des Protestes am Platze, wenn es sich um ein der Kommune gehörendes Haus handelte. Aber der Mozarthof ist ein Privathaus, dessen Besitzer man es nicht gut verwehren kann, seine Lokale an die den besseren Zins zahlenden Mieter abzugeben. Mit Ihrer Befürchtung, daß man im Sterbeause Mozart's jetzt »Orgien« feiern werde, zu denen Beethoven und Weber, die mit anderen die Front dieses ehrwürdigen Gebäudes schmücken, die Gäste einladen, sehen Sie wohl zu schwarz. Das neue Vergnügungsetablissement soll — ich habe mich noch nicht selbst davon überzeugt — bloß durch Langeweile das Andenken Mozart's verunehren.

---

---

## MITTEILUNG DES VERLAGES.

Die in Nr. 132 ausgewiesenen Spender O. C. Recht K 2.—, G. W. 2.50.—, Socius 10.—, Franz G. in Pilsen 4.—, »Ohne 'Zeit' bess're Zeit« 10.— werden um eine Äußerung bzw. Bekanntgabe des Zweckes, dem die Beträge zugewendet werden sollen, ersucht.

---

**Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.  
Druck von Iahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3**